

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 62.

Berlin, Sonnabend den 24. Mai

1845.

Frankreich.

Der dritte Band von Thiers' Geschichte des Konsulats.

Hatten die ersten beiden Bände den Leser geblendet durch das bunte Schauspiel glänzender Kriege, durch die ganz Europa umschlingenden Gewebe der feinsten Politik, hatten sie ihm ein Staunen abgenötigt vor dem Feldherrn wie vor dem Diplomaten: so erfüllt ihn der dritte mit einer wohlthuenden Wärme, führt ihn zur höchsten Bewunderung und Achtung vor dem verständigen Gesetzgeber, dem weisen Regenten. Das Genie und die unermüdete Thätigkeit des ersten Konsuls hatten endlich den Frieden mit ganz Europa zu erringen gewußt: es war sein Stolz, nun auch die ganze Fülle seiner Segnungen über Frankreich auszugießen. Hier steht er auf dem Gipfel seines wahren Ruhmes, hier stand Frankreich auf der Höhe seines Glückes.

Das zehnte und elfte Buch, mit denen der Band beginnt, nehmen die Fäden der früheren wieder auf und beschließen die Geschichte der auswärtigen Verhältnisse. Das zehnte erzählt die Räumung Aegyptens. Nach Kleber's Tode war der Oberbefehl an Menou übergegangen, der, wohl zum Kolonial-Verwalter, aber durchaus nicht zum kommandirenden General geschickt, durch seine Fahrlässigkeit den Verlust der schon herrlich aufblühenden Kolonie herbeiführte. Seine letzte beharrliche Verteidigung von Alexandria jedoch, und die glücklichen Gefechte einiger französischen und spanischen Schiffe an den Küsten Frankreichs und Spaniens, übten auf den endlichen Abschluß des allgemeinen Land- und Seefriedens einen beschleunigenden und für Frankreich förderlichen Einfluß. Den Verlauf der Friedens-Unterhandlungen erzählt das elfte Buch.

Aber ein weit schwierigerer Friede war noch zu schließen übrig, der Friede mit der Kirche; schwierig, weil viele Interessen Roms auch im Konkordate verletzt bleiben mußten, denn auf den alten Standpunkt konnte man unmöglich zurückkehren, und weil im Lande selbst, ja in der nächsten Umgebung des ersten Konsuls, unter den Mitgliedern der Regierung und unter den Generalen, noch eine starke Opposition vorhanden war. Aber der erste Konsul kannte die menschliche Natur zu gut, um sich auch durch die glänzendsten Argumente seiner Gegner blenden zu lassen. Er wußte, daß dem Menschen die Religion eine Nothwendigkeit ist, daß der dürre Verstand, welcher den Kultus der Göttin Vernunft dekretirt hatte, nicht ausreicht, daß die mit Gefühl und Phantasie begabten Völker des Abendlandes vor einem bloßen chinesischen Moral-Katechismus verzweifeln. Wir haben in einem früheren Artikel seine Ansichten über diesen Punkt des breiteren dargestellt; wir können nur hinzufügen, daß, wenn Terminier von der Darstellung des Herrn Thiers sich einen heilsamen Einfluß auf Frankreich verspricht, wir dasselbe in Beziehung auf Deutschland hoffen und um deshalb eine recht weite Verbreitung des Kapitels wünschen, was besonders abgedruckt zu werden verdient; uns hindert der Raum an einer so ausführlichen Mittheilung.

Mit dem größten Eifer ging der erste Konsul sogleich an die Ausführung seines Vorhabens und wußte es mit Besiegung aller Hindernisse vollständig durchzuführen. Das aber legt dem Ganzen die Krone auf, daß er so fein und sicher die Gränze erkannte, wo er seinem unmittelbaren Eingreifen ein Ziel setzen mußte. Er stellte die freie Ausübung der Religion wieder her, und zwar für alle Konfessionen, er genehmigte die geistliche Abhängigkeit des Klerus von Rom, aber nur insofern sie sich mit den Grundgesetzen und dem Wohle des Staates vertrug, er stellte die Kirche unter die Aufsicht der Regierung, aber nicht unter die Vormundschaft derselben, er entzog den Geistlichen die Führung aller Register, welche auf die Verhältnisse der Gesellschaft Bezug haben. So waren Kirche und Staat in ein bestimmtes, verständig und scharf abgegränztes Verhältniß zu einander gesetzt; und dies allein kann beide vor den unseligen Verwirrungen, Schiefheiten und Lügen bewahren, die ohne diese Vorsicht über kurz oder lang unvermeidlich hereindringen.

Der Erfolg der feierlichen Eröffnung des Gottesdienstes am Okerfeste 1802 bewies, wie wenig der erste Konsul sich in seinen Erwartungen getäuscht hatte. Dies Ereigniß ist das beste argumentum ad hominem gegen die unüberlegten Schwäger, welche mit der Eitelkeit beschränkter Erkenntniß oder in astophylo- sophischem Uebermuthe den baldigen Untergang des Christenthums prophezeien und von diesem gehofften Zeitpunkte ab das wahre Heil der Menschheit datiren. Daß wir in unserer Dogmatik viel, sehr viel aufzuräumen haben, wir geben es nicht bloß zu, sondern sind davon überzeugt; aber das mögen die geistlichen Herren unter sich abmachen; glücklicherweise wird bei dem gegenwärtigen Stande der Bildung das Wohl der Gemeinden im Ganzen und

Großen dadurch eben nicht sonderlich gefährdet. Die Klage der eifernden Orthodoxen über abnehmende Kirchlichkeit, über steigende Erkaltung der christlichen Gesinnung ist nur ein Nothschrei; sie ist kaum einigermaßen begründet in Beziehung auf große Städte, sie ist haltlos in Beziehung auf kleinere Orte und das Land. Die große Menge des Volkes hängt so fest am Christenthume als irgend je, die große Menge der Gebildeten nicht minder, obgleich sie alsbald in den Reihen der Opposition erscheint, wenn die starre Orthodoxie ihren Schlagtruf erhebt, aber sie kämpft nur für das Recht der Vernunft, nicht gegen die ewige Wahrheit des Christenthums, als welches mit jener zusammenfallen muß. Die theologische Forderung hat denselben Anspruch auf unbeschränkte Freiheit, als jede andere wissenschaftliche Bestrebung. Und wie der freisinnige Theologe die schwere Aufgabe zu lösen habe, seinen esoterischen Standpunkt mit dem exoterischen der Gemeinde zu vermitteln, das muß billig seiner eigenen Einsicht überlassen bleiben, da mag er selbst zusehen; der Erfolg wird, ist er anders ein ehrlicher Mann, sicherlich zum Guten ausschlagen.

Neben den Unterhandlungen über die Herstellung der Kirche waren auch die Beratungen über das Gesetzbuch fortgeschritten. Wie sich Bonaparte zum Verständniß jener durch die Lektüre theologischer und besonders kirchenhistorischer Schriften und durch die Unterhaltung mit sachkundigen Männern gerüstet hatte, so hatte er sich zur Beurtheilung und Leitung dieser befähigt durch das Studium einiger juristischen Bücher und der während des Konvents zum Entwurfe eines neuen Gesetzbuches gesammelten Materialien. Der neue, von Portalis, Tronchet, Vigot de Preameneu und Malleville verfaßte Entwurf war an sämtliche Gerichtshöfe gesendet und nach den von diesen hinzugefügten Bemerkungen und Verbesserungen umgeändert worden. Im Staatsrathe wurde das Ganze, unter dem Vorsitze des ersten Konsuls, noch einmal durchgegangen und das Protokoll über diese Sitzungen im Moniteur veröffentlicht. Schon im Dezember 1801 wurden die ersten drei Bücher dem Tribunat und dem gesetzgebenden Körper vorgelegt, das erste und dritte aber durch die unverständige und eigenfinnige Opposition verworfen. Die Erzählung der Verhandlungen über das Konkordat und das Gesetzbuch bildet den Hauptinhalt des zwölften und dreizehnten Buches.

Auf den Rath des Konsuls Cambacérés wurde der Ablauf des durch die Constitution bestimmten Termins dazu benutzt, die widerspenstigen Mitglieder des Tribunates und des gesetzgebenden Körpers durch den Senat ausschneiden und die erledigten Stellen mit besser gekannten neuen Mitgliedern besetzen zu lassen. Die neue zu Anfang Aprils 1802 eröffnete Sitzung entschied während der 43 Tage, binnen welchen sie versammelt war, über eine Reihe glänzender Entwürfe, wie sie wohl selten sich in einem so kurzen Zeitraume zusammenbringen möchten. Sie bestätigte den Frieden von Amiens, das Konkordat, die Amnestie für alle Emigranten mit Ausnahme weniger Kategorien, das Gesetzbuch, ein neues System der öffentlichen, sowohl geistlichen als bürgerlichen Erziehung, und die Einrichtung der Ehrenlegion.

Zur Belohnung für so große Dienste wurde Napoleon Bonaparte von der gesammten Nation zum Konsul auf Lebenszeit erwählt, mit der Berechtigung, seinen Nachfolger zu designiren. Er ließ dieselbe Dauer der Würde auch auf seine Kollegen übertragen.

„Wenn wir“, sagt Thiers am Ende des Rückblickes, in welchem er den Inhalt der drei Bände kurz zusammengefaßt hat — „wenn wir vergessen, was sich seitdem ereignet hat, und uns einen Augenblick denken, daß dieser — damals nothwendige — Diktator eben so weise als groß geblieben wäre, daß er die Gegensätze in sich vereinigt hätte, die Gott niemals in einem und demselben Manne vereinigt hat, jene Kraft des Genies, welche die großen Heerführer bildet, und jene Geduld, welche die Gründer geordneter Staaten auszeichnet, daß er durch eine lange Ruhe das aufgeregte französische Volk besänftigt und allmählig für jene Freiheit vorbereitet hätte, welche die Ehre und das Bedürfnis der Völker der Gegenwart ist; daß er ferner, nachdem er Frankreich so groß gemacht hatte, die Eifersucht der europäischen Staaten begünstigt hätte, statt sie zu reizen, daß er die Landesgränzen des Friedens von Luneville und Amiens aufrecht erhalten, daß er endlich seine Laufbahn durch eine der Antonine würdige Handlung beschloß und, gleichgültig wo, den Nachfolger ausgewählt hätte, der am würdigsten gewesen wäre, das organisirte, zur Freiheit herangereifte und für immer zur Größe erhobene Frankreich aus seinen Händen zu empfangen: welcher Mensch wäre ihm jemals gleich gekommen! Aber dieser Mann, ein Feldherr wie Cäsar, ein Staatsmann wie August, tugendhaft wie Marc Aurel, wäre mehr als ein Mensch gewesen, und die Vorsehung giebt der Erde nicht Götter zu Regenten.“

„Uebrigens zeigte er sich zu jener Zeit so gemüthigt, nachdem er so glorieiche Siege davongetragen, er war ein so tiefer Befehlgeber, nachdem er sich als so großen Feldherrn bewiesen, er ließ so große Liebe für die Künste des Friedens blühen, nachdem er sich in den Künsten des Krieges so ausgezeichnet, daß sich wohl Frankreich und die ganze gebildete Welt über ihn täuschen konnte. Nur einige seiner Rathgeber, die ihn in der Nähe beobachten konnten und fähig waren, die Zukunft in der Gegenwart zu erblicken, wurden eben so sehr von Beunruhigung als von Bewunderung ergriffen, wenn sie die unermüdete Thätigkeit seines Geistes und seines Körpers, die Kraft seines Willens, den Ungeheuren seiner Wünsche sahen. Sie zitterten selbst, wenn sie ihn das Gute ausführen sahen, wie er es that, so sehr drängte es ihn, es rasch, es schrankenlos zu thun. Der weise Tronchet, der ihn zugleich bewunderte und liebte, der ihn als den Retter Frankreichs betrachtete, sagte doch eines Tages bekümmert zum Consul Cambacérés: „Dieser junge Mann fängt an wie Cäsar; ich fürchte, daß er auch endigen werde wie dieser.“

Collignon, über das Verhältniß der Eisenbahnen zu den Kanälen.

Nirgends nimmt die Eisenbahnfrage eine so eigenthümliche Stellung ein, als in Frankreich; seit zehn Jahren beschäftigt man sich mit derselben, ohne daß man zu einem festen System gelangt ist oder große Fortschritte im Bau der Eisenbahnen gemacht hat. Im Jahre 1837 entwarf Herr Michel Chevalier in seinem Buche „von den materiellen Interessen Frankreichs“ ein Netz von Eisenbahnen, Kanälen und schiffbaren Flüssen, welche, sich gegenseitig ergänzend, für lange Zeit allen Bedürfnissen Frankreichs in dieser Beziehung genügen konnten. Kurz darauf beantragte das Ministerium vom 15. April den Bau der großen Eisenbahn von Dünkirchen nach Marseille, und zugleich ließ es von den Kammermännern den Seitenkanal nach der Garonne votiren, der den Ocean mit dem Mittelmeere, und den zwischen Marne und Rhein, der den Nordosten Frankreichs mit dem Nordwesten, die Schweiz und Oberdeutschland mit dem Ocean in Verbindung setzen sollte. Damals hatten Schienwege und Wasser als Behälter des Transports jedes seine besondere Aufgabe und Bestimmung; den Flüssen und Kanälen überwies man die schweren und umfangreichen Waaren und diejenigen, welche Gegenstand allgemeiner Consumtion sind, den Eisenbahnen die Reisenden und die Luxusartikel. Auf vielen Punkten überließ man auch diese letzte Klasse von Transport-Gegenständen den Dampf- und Schnellböten.

Die Regierung wollte den Bau der Eisenbahnen sich selbst vorbehalten; aber auf einen Bericht des Herrn Arago wurden ihre Absichten und Vorschläge von der Kammer verworfen. Von allen Seiten erhob man sich gegen das Corps der Brücken und Chaussées, gegen die Verschwendung und Langsamkeit desselben. Auch fürchtete man den Einfluß, welchen diese neuen und umfassenden Befugnisse der Regierung verschaffen würden. Die Privat-Industrie wurde nun in die Schranken gerufen: sie zeigte anfangs außerordentlichen Eifer, dem aber bald ein panischer Schrecken folgte. Um den Gesellschaften wieder einigen Muth zu geben, mußte der Staat Bürgschaft für sie leisten oder ihnen mit Geld zu Hülfe kommen. Endlich beschloß die Regierung, von der öffentlichen Stimme und dem Beispiel Deutschlands angepornt, im Jahre 1842, für alle Richtungen des Landes Bahnlirien zu projektiren und den Staat, die Privat-Gesellschaften, die Departements und die Städte zur Mitwirkung heranzuziehen. Man wollte mit aller Gewalt Eisenbahnen, aber man hielt sie nicht für einträglich. Der Nationalstolz fühlte sich verletzt, Frankreich so weit im Nachtheil zu sehen, aber die Regierung, obwohl sie das Besäumte nachzuholen suchte, erwartete keinen großen Vortheil von ihren Bemühungen.

Dies war der Zustand der Dinge, als die Benutzung der Bahnen von Rouen und Orleans sehr schöne und unerwartete Resultate lieferte. Sofort trat eine Reaction ein, und es erhoben sich jene eifrigen Vertheidiger der Eisenbahnen, welche die Macht und den Nutzen der Lokomotive zuweilen sogar übertrieben. Dieser plötzliche Enthusiasmus für die Eisenbahnen führte einen Kreuzzug gegen die Kanäle herbei: man betrachtete auf einmal die Bestimmung derselben als erfüllt, man sah in ihnen nur Produkte veralteter Speculationen, Monumente einer vergangenen Zeit, deren Untergang unvermeidlich sey. Diese Schilderhebung gegen die Wasserstraßen hatte das Unrecht, allzu ausschließend und einseitig zu seyn. Es entspann sich eine heftige Polemik auf beiden Seiten. Die Sache der Eisenbahnen wurde mit Berechtigung von Herrn Teisserenc in mehreren Broschüren vertheidigt. *) Was die entgegengesetzte Partei betrifft, so findet man fast Alles, was man zu ihren Gunsten geltend machen kann, vereinigt in einem neuen Werk des Herrn Collignon, das den Titel führt: Du concours des canaux et des chemins de fer.

Der Verfasser dieser Schrift war von der Regierung beauftragt, den wichtigsten Theil des doppelten Schienen- und Wasserweges, der Paris mit Straßburg verbinden soll, zu erbauen. Nach seiner Ansicht kann die Bestimmung, welche die Kanäle bisher erfüllt haben, nicht von ihnen auf die Eisenbahnen übertragen werden. In Bezug auf den Transport der Reisenden und der Gegenstände, deren Gewicht im Vergleich mit dem Preise unbedeutend ist, findet kein Zweifel statt; was dagegen die schweren Lasten betrifft, so sind diese nothwendig auf den Weg angewiesen, dessen Tarif der günstigste ist. Dieser Tarif nun hängt einmal von den aus den Anlegungskosten zu erhebenden Interessen und zweitens von der Höhe der Transportkosten ab. Von diesen

*) Vgl. dessen Ansichten in Nr. 99 des vorjährigen Magazins.

beiden Elementen der Rechnung schlägt das erstere anerkanntermaßen zum Vortheil der Kanäle aus; das zweite giebt eben denselben ein Uebergewicht im Verhältniß von 3 : 1, indem hier die Transportkosten auf die Tonne und den Kilometer 3 Centimes, bei der Lokomotive dagegen 9 Centimes betragen.

„Man hat behauptet“, sagt Herr Collignon, „daß in England die Eisenbahnen die Wasserstraßen, mit welchen sie in Konkurrenz traten, zu Grunde gerichtet hätten.“ Allerdings, sagt er, sey bei der Einführung des neuen Transportmittels der Cours der Kanal-Actien bedeutend gewichen, aber er habe sich schnell wieder gehoben, und im vorigen Jahre hätten diese Actien zusammen einen Werth von 22,474,600 Pfd. Sterl., für ein Anlegungskapital von 10,367,000 Pfd., repräsentirt, während die rivalisirenden Eisenbahnen nur ein baares Kapital von 50,648,000 bei einer effektiven Ausgabe von 30,059,700 Pfd. Sterl. gewährten. Nach diesen Berechnungen also nahm man vor kurzem in England für jedes auf Kanäle verwandtes Kapital von 100 Thlrn. 223 Thlr. ein, während dasselbe Kapital, in Eisenbahnen angelegt, nur einen Werth von 166 Thlr. einbrachte.

In Belgien geht die künstliche Schiffahrt den Eisenbahnen in allen Richtungen, außer der von Antwerpen nach Lüttich, zur Seite. Kaum hatte die belgische Regierung das Eisenbahnetz vollendet, als sie die Anlegung des Kanals der Campine, des einzigen, dessen Konkurrenz man vermied, als eine dringende Maßregel betrachtete; gegenwärtig ist dieser Kanal in voller Ausführung, und Alles läßt glauben, daß man für dieselbe Klasse von Unternehmungen in Belgien auch ferner bedeutende Summen verwilligen werde; denn ein ministerieller Bericht vom Jahre 1842 zeigte die Nothwendigkeit einer Ausgabe von 41,542,600 Franken, sowohl für die Verbesserung der vorhandenen, als für die Anlegung neuer Wasserstraßen.

„Frankreich“, sagt Herr Collignon, „steht in dieser Beziehung noch bei den ersten Versuchen; man hat nur erst auf wenigen, vereinzelt Linien und unter ganz besonderen Umständen Beobachtungen machen können. Die Eisenbahn von Saint-Etienne befindet sich in den günstigsten Verhältnissen, weil der Transport der massenhaften Waaren hier auf einem sanft fortlaufenden Abhänge und fast ohne Kosten stattfindet; gleichwohl betrug im Jahre 1834 die Ausgabe 71 Prozent der Brutto-Einnahme. Die Bahn von Aubriev nach Roanne empfängt nur das, was ihr die Loire in Zeiten gezwungenen Stillstandes abtritt; ihre ganze Zukunft liegt in der Verlängerung der Bahn von Bierzen nach Revers und Roanne. Die Bahn von Rouen, behauptet Herr Collignon ferner, hat der Seine nur ein Fünftel ihres Tonnengehalts unterhalb des Einflusses der Dife und ein Hundertel oberhalb dieses Punktes entzogen; um aber dieses Resultat zu erreichen, hat die Gesellschaft ihre Tarife so herabsetzen müssen, daß die Brutto-Einnahme kaum die Transportkosten der 13,000 Tonnen, die sie dem Flusse weggenommen hat, zu decken vermag. Auf der Linie von Mühlhausen nach Straßburg hat allerdings die Wasserstraße ein Fünftel ihres Tonnengehalts verloren, während die Eisenbahn von 1841 bis 1844 ihren Verkehr von 2200 Tonnen auf 66,468 anwachsen sah; aber diese geringere Benutzung des Kanals erklärt sich durch die übertriebene Erhöhung seines Tarifs im Jahre 1843, durch das Fehlen von Zwischenstationen und durch den Mangel an Rückfrachten von Straßburg nach Mühlhausen.

Aus allen diesen Thatsachen, die er als unwiderleglich darstellt, schließt Herr Collignon, daß nirgends die Eisenbahnen die Kanäle überflüssig gemacht, und daß nur eine Theilung der Totalmasse des Transports stattgefunden. Wenn diese Vertheilung noch nicht ihr vollständiges Gleichgewicht erreicht hat, so strebt sie nothwendig dahin und wird auch dazu kommen müssen, weil die eigenthümliche Natur der beiden Transport-Methoden einer jeden von ihnen ihre besondere, scharf abgegränzte Rolle anweist. Noch mehr, sie suchen und heischen sich gegenseitig: die Waaren ziehen die Reisenden heran, und umgekehrt. Es ist eine Chimäre, sagt der Verfasser, an die mögliche Verdrängung der Kanäle durch die Eisenbahnen zu glauben. Abgesehen von der Theuerung dieser letzteren, ist ihre Thätigkeit auf unübersteigliche Gränzen beschränkt. Die für den Waarentransport bestimmten Trains können nur eine kleine Zahl von Waggons mitnehmen; sie bewegen sich langsamer vorwärts und können also, um nicht die Circulation der Reisenden zu hemmen, nur einen bestimmten Tonnengehalt jährlich transportiren; diese Beschränkung ihrer Brauchbarkeit für den Transport würde eine gewaltige Summe von Bedürfnissen unbefriedigt lassen, wenn man sich der Mitwirkung der Kanäle beraubte, deren Brauchbarkeit eine fast unbeschränkte ist.

Asien.

Ueber die eigentlichen Mongolen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Auf die Beschreibung der Bewohner lassen wir die des Landes folgen. Ohne an eigentlich sogenannte Autochthonen zu glauben, betrachten wir doch den Menschen als seinem Wesen nach in irgend einer Weise abhängig von seinem Geburtslande mit seinen Gebirgen, Thälern, Seen, Flüssen, Winden und seiner Sonne. Alle diese Dinge sind auf die Entwicklung seiner Eigenthümlichkeit von Einfluß. In diesem Sinne allein erwähnen wir, daß der Tatare seinen Ursprung in die Kette des Altai verlegt, diese Berge waren die Wiege seiner Individualität. In den Gegenden, wohin die einzelnen Stämme auswanderten, haben neue Elemente nach und nach auf sie eingewirkt. Die Mongolen liefern dafür ein merkwürdiges Beispiel. Das Land, welches sie jetzt inne haben, bildet die Abdachung und Gipfel einer ungeheuren

Erhebung Central-Asiens, in Hügel und Thäler zerrissen und von einigen großen Flüssen und den zahlreichen Flußbetten unbedeutender Gewässer durchschnitten. Die Krone des Landes ist die große Wüste Gobi, von den Chinesen Schamo genannt, eine der wildesten und kältesten Gegenden der Erde. Ihre Grenzen und Ausdehnung sind noch ungewiß, ob sie gleich in einzelnen Theilen mehrmals erforscht und beschrieben worden ist. An gewissen Stellen ist die Oberfläche wellenförmig, wie bei den amerikanischen Prärien; anderwärts wird sie von Schluchten zerrissen, und oft zeigt sie weidenreiche Ebenen. Die Berge sind mit Sudurguna von einer dunklen Farbe besetzt, was mit jungen Eichen Ähnlichkeit hat; hier findet man eine so große Menge Ratten, daß die Pferde bei jedem Tritte in ihre Löcher versinken. Ein Charakterzug, der in einer mongolischen Landschaft mit am häufigsten vorkommt, sind die salzigen Seen mit ihrer weißlichen Kruste und ihrer reizenden Einfassung von schlankem Röhre. Man findet deren viele in dem Sand- und Kieselmeere, welches sich im Norden der Takharan ausbreitet. In anderen Theilen ist die Mongolei sehr fruchtbar, vorzüglich in der Nähe der großen Mauer; dort hat man ihr Klima mit dem Deutschlands verglichen. Die Ufer des Boro, Schara, Iro und anderer großer Flüsse sind reich an Wiesen und hier und da an vorzüglichem Ackerlande.

In einem Bezirke der Wüste Gobi findet sich eine Erhebung, die von weitem wie ein Wald ausieht. Kommt man näher, so bemerkt man ein in der That außerordentliches Naturspiel. Hier steht ein ungeheurer Altar, dort ein Sarkophag, weiter davon ein Thurm, dann ein verfallenes Haus mit einer Diele. Der zerklüftete Granit, welcher diese Formen darstellt, ist in Massen von 3—9 Zoll Dicke zertheilt; die *Robinia pygmaea* wächst an einzelnen Stellen in dichten Büscheln; andere Pflanzen sieht man nicht, das Terrain umher ist Flugland. Nach Aussage der Mongolen soll es an dieser Stelle viele Magnetsteine geben, und man soll, wenn man mit einer Spitze darüber geht, eine bedeutende Anziehungskraft merken. Auf jeder irgend beträchtlichen Anhöhe findet man einen Doo oder Altar, entweder aus einem Haufen Steine oder aus Holz errichtet, gewöhnlich in kolossalen Dimensionen. Diese Altäre werden unter der Leitung eines Lama unter verschiedenen feierlichen Gebräuchen erbaut. Man sieht hier oft Betende und Opferrinde. Jeder Reisende steigt vom Pferde, stellt sich südlich vom Doo, mit dem Gesichte gegen Mitternacht, wirft sich mehreremal nieder, und wenn er sein Gebet gesprochen und seine Gaben dargebracht hat, reißt er mit dem Bewußtseyn der erfüllten Pflicht weiter. Diese Opfer, welche meistens aus Büscheln von Mähnenhaar bestehen, sollen die Gottheit zur Erhaltung der Reichthümer des Hirtens Lebens bewegen. Derselben Ceremonien werden zu demselben Zwecke von den Jakuten bei ihrer Verehrung des Walgeistes beobachtet.

Die Mongolei hat ein kaltes Klima; in einigen Gegenden jedoch ist die Hitze zu bestimmten Zeiten bedeutend. Kiachta (der Hauptkapitellatz des russischen Handels, auf chinesischer Seite Naimadschin) liegt an 2000 engl. Fuß über der Meeresfläche und also höher als irgend eine Stadt des Harzes oder der Schweizeralpen. Von dieser Stadt bis zu dem südlicheren Urga steigt das Terrain fortwährend.

Man weiß, daß die Mongolei politisch in mehrere Stammeschaften zerfällt, die alle die Oberhoheit des Kaisers von China anerkennen. Ohne hier in das Einzelne der Regierungsweise einzugehen, bemerken wir bloß, daß sie eine vollkommene Unterwürfigkeit zur Folge gehabt hat, und daß die Chinesen selbst ihre große Mauer für überflüssig halten. Vor Einverleibung der Mongolei schien diese ungeheure Befestigung in einem beständigen Belagerungszustande sich zu befinden, so zahlreich war sie mit Soldaten besetzt; jetzt zieht sich ihre Linie durch die Gründe der Thäler, über die Abhänge und Gipfel der Berge verlassen dahin, wie eine Eisenbahn, die man aus Mangel an ausreichenden Kapitalien zu unterhalten aufgehört hat. Die Lama-Religion ist eines der Mittel, das man zur Aufrechthaltung der Ordnung verwendet. Ihr Einfluß macht die sie bekennende Bevölkerung sanft und unterwürfig; ihre Diener stehen unter der unmittelbaren Botmäßigkeit des himmlischen Kaisers, der sogar die Inspirationen des tatsächlichen Papstes der Mongolei, des Kukulku, leitet.

Ein Gegenstand der alten Civilisation der Mongolei muß hier noch erwähnt werden. Am Ende des Mittelalters sprach man in Europa viel von den ungeheuren Städten dieses Landes; eine der bedeutendsten war Karakorum. Die neueren Geographen leugnen das Daseyn dieser Städte, wenigstens glauben sie nicht an die ihnen zugeschriebene Größe. Nach Malte-Brun sollen keine Ruinen den alten Glanz Karakorums bezeugen und die Mongolen überhaupt nie zahlreich und mächtig genug gewesen seyn, um Bauten aufzuführen, die diesen Namen verdienen. Allein selbst in den öden Steppen der Wüste Gobi findet man Trümmer einer architektonischen Herrlichkeit. An einer Stelle bedecken sie den Abhang eines Berges in einer Länge von 2 Wersten. Diese Ruinen bestehen sämmtlich aus Steinen; Trümmer von Tempeln, Altären und anderen großartigen Gebäuden zeigen sich, mit Gras und Moos bedeckt, überall. Manchmal ist das Fundament von Granit und der obere Bau von Hieselsteinen; Thon mit Kies vermengt diente als Mörtel. Einige Gebäude haben runde Gestalt und sind mit Ziegeln geschmückt; in den Tempeln sieht man gewölbte, aber leere Nischen; hier und da findet man Bruchstücke eines grünen Steines angebracht. Diese und andere auf einem Raume von 4 Wersten, aber nicht so dicht ausgestreuten Trümmer lassen gar nicht zweifeln, daß an diesen Orten eine zahlreiche Bevölkerung zusammengedrängt war; denn man muß annehmen, daß nur die vorzüglichsten Bauwerke erhalten worden und die geringeren aus weniger dauerhaftem Material errichteten verschwunden sind. „Diese Ruinen“, sagt Timkowski, „waren ehemals der Sitz eines Reichthums Dschingischans und dienen jetzt den Heerden zur Zuflucht. Die Mongolen besuchen selten die Denkmale ihrer verschwundenen Größe und Un-

abhängigkeit.“ Drei andere solche Ruinenstädte beschrieb im 16. Jahrhundert der russische Gesandte Ibrants Ides, der hier noch Bruchstücke von mit untergeschlagenen Beinen sitzenden Statuen, vielleicht Idole der Buddhisten, vorfand; diese Städte waren von Erdwällen eingeschlossen. Nach dem allen ist unbestreitlich, wie Bory de Saint-Vincent hat behaupten können, daß der ganze Völkerstamm, zu dem bei ihm die Mongolen gehören, durchaus keine Städte gehabt hätte.

Doch wie dem auch seyn mag, so ist gewiß, daß die Mongolen veränderliche Wohnsitze vorziehen: die Natur ihrer Steppen nöthigt sie dazu, eben so wie die Lebensart und die Beschäftigungen, welche die Folge davon sind. Das Gerüst ihrer Zelte besteht meistens aus Weidenstangen, die Querbölzer werden mit Riemen angebunden. Lange, oben so zusammengehende Stäbe, daß sie eine Oeffnung für den Rauch lassen, bilden das Dach. Dieses Gerüst wird im Sommer mit einer, im Winter mit drei Lagen Filz bedeckt, den sie aus Wolle und Pferdehaaren verfertigen; zu diesem Behufe schneidet man allen Füllen im ersten Jahre die Mähne ab und noch manchen Pferden im Frühjahr. Der wahre Name eines mongolischen Zeltes ist Oher, obgleich die Reisenden sich auch oft des sibirischen Ausdrucks Kititka und Jurt bedienen. Wenn man zur niederen und engen Thür, die immer gegen Mittag steht, eintritt, findet man rechter Hand den Platz für die Frauen. Die älteren Personen sitzen auf Filzteppichen von mannigfaltigen Mustern; Reiche lassen diese Luxusgegenstände aus Persien oder Turkestan kommen. Dem Eingange gegenüber findet sich ein kleiner Tisch, auf den man kupferne Götzenbilder und Opfergeräte stellt; rechts ist ein hölzernes mit Filz bedecktes Bett, links stehen Koffer, Kisten u. s. w. zur Aufbewahrung der Kleider. Die Mongolen sitzen auf dem Boden mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen und brauchen so weder Stühle noch Bänke. Diese Wohnungen sind im Allgemeinen klein, die Reichen haben jedoch ziemlich große; zuweilen sieht man sogar solche, die aus mehreren Zelten bestehen und so den Zimmern eines Hauses gleichen. Diese Oher können selbst nach den Berichten der Mongolen nicht immer die Kälte abhalten, daher die kleinen Kinder in Pelz und Felle vollständig eingewickelt werden.

Die Kleidung der Mongolen besteht im Sommer aus einem langen Rocke von Nanking (wie ihre Hemden und Unterkleider), Seide oder Atlas, gewöhnlich in dunkelblauer Farbe. Ihre Mäntel sind von rothem oder schwarzem Luche, mit gelben Knopflöchern; ein lederner Gürtel mit silbernen oder kupfernen Schnallen dient zur Aufbewahrung des Messers, des Feuersteins und Stahls. Eine runde seidene Mütze, mit schwarzem Plüsch besetzt und mit drei rothen flatternden Bändern behängt, bildet im Winde eine malerische Kopfbedeckung. Im Winter hüllen sich die Mongolen in lange Schafpelze und bedecken den Kopf mit Mützen aus demselben Felle oder aus Rauchwerk von Füchsen, Mardern oder Murmelthieren. Die Weiber kleiden sich beinahe wie ihre Männer, und die alten Reisenden versichern, gar keinen Unterschied zwischen ihnen gesehen zu haben. Wenn heute auch die Weiberkleidung der Form nach der der Männer beinahe gleich ist, so ist sie doch unendlich reicher. Bei den Wohlhabendsten besteht das Kleid aus schönem blauen Atlas, ihre Kopfbedeckung ist von Marderfell, ihr seidener Gürtel mit Silber durchwebt und mit Korallen besetzt. Ihre Haare fallen in zwei Flechten auf die Brust herab und sind mit kleinen Silberstückchen, mit Korallen, Perlen und kostbaren Steinen von verschiedenen Farben geschmückt. Die Koralle wird in der Mongolei sehr geschätzt und steht in hohem Preise.

Häute, Sättel und Geschirre sind bei den Mongolen oft mit Kupfer verziert, selten mit Silber. Bogen und Pfeile, so wie ein kurzer Säbel, bilden die Lieblingswaffen dieses Volkes, wie aller Hirtenvölker. Die Jäger allein gebrauchen Flinten und Karabiner, für welche sie den Schießbedarf aus China beziehen.

Das Hauptnahrungsmittel der Mongolen ist die Milch, die man im natürlichen Zustande als Getränk gebraucht oder in der Form von Butter und Käse ist. Diese nicht sehr kräftige Nahrung erklärt zugleich die Lebendigkeit und auch den Mangel an Muth bei diesem Volke. Sie ziehen die Milch der Stuten jeder anderen vor, nicht weil, wie man im vorigen Jahrhunderte glaubte, ihre Lähne sich nicht melken lassen, sondern weil diese Milch durch das Sauerwerden eine Schärfe annimmt, die einen leichten Rauch giebt. Nach Pallas wird sie in diesem Zustande Kumisch genannt; aus diesem Kumisch machen sie ihren Branntwein, den sie besonders im Sommer trinken. Wenn ihnen die Stuten im Winter, sagt Wizen, weniger Milch geben, genießen sie dafür ein Getränk aus Schneewasser, Honig und Hirse. Nebenbei müssen wir erwähnen, daß sie stark rauchen. Fleisch essen sie nur wenig und vorzugsweise von Schafen; Wild jagen sie nicht, ausgenommen wilde Ziegen und Schweine, wenn sie der Hunger dazu treibt. Fische zu essen verbietet ihnen der Aberglaube. In Fällen großer Hungersnoth essen sie auch das Fleisch der Kamele und Pferde, selbst der durch Krankheit gefallenen; doch in diesem Punkte sind sie von europäischen Völkern nicht verschieden. Sie trinken wenig Wasser und ziehen Brechthee vor, den man fast immer in einem gusseisernen Kessel über einem Feuer von trockenem Mist findet. Jeder Wanderer mit seinem hölzernen, manchmal mit Silber beschlagenen Becher kann hier seinen Durst löschen. Dieser gemeinlich so genannte Brechthee besteht aus den in den chinesischen Fabriken verdorbenen und ausgefonderten Blättern und Stielen, die man in Formen preßt und in Backöfen trocknet; die Chinesen mögen ihn nicht, aber die Mongolen, Buräten, Kalmücken und Sibirier machen einen so übermäßigen Gebrauch davon, daß er ihrer Gesundheit schaden soll. Der Name dieses Tranks ist Saturan; durch einen Zusatz von Milch, Butter und Salz, oder durch eine Vermischung in Del gerösteten Mehls macht man ihn angenehmer.

Büffel, Schafe und Pferde sind die drei Haupthausthiere der Mongolen. Die ersteren sind klein, dick und schwarz; das in Büscheln stehende Paar giebt ihnen ein eigenthümliches Ansehen. Die Schafe, welche viel Milch und ein vorzügliches Fleisch geben, sind weiß, mit langen schwarzen Ohren und großen Fettschwänzen; ohne jedoch zu der Klasse zu gehören, welche den Schwanz auf einem kleinen Wagen nach sich ziehen müssen. Die Pferde endlich sind klein, aber stark und lebendig; sie haben einen kurzen Kopf und schmalen Huf.

Wenn ein Umstand diesen Völkern eines der drei Thiergeschlechter raubte, ein Fall, der wie das allmähliche Aussterben der Rennthiere in Sibirien gar nicht unmöglich ist, so würde dies einen großen Einfluß auf ihre Lebensart, Gewohnheiten und physische Organisation ausüben, der Verlust aller dreier aber müßte eine völlige Revolution nach sich ziehen. Die vor 25 Jahren auf der Gobi-Steppe herrschende Sterblichkeit unter dem Vieh, welche so groß war, daß manche Besitzer von 300 Pferden nur 25, andere von 200 nur 4 behielten, zeigte solche Befürchtungen nicht allzu fern. Sie würden dann ihr Nomadenleben mit dem Ackerbau vertauschen müssen. Hörte dieses Perumirren und stete Suchen nach neuen Weiden für ihr Vieh einmal auf, so müßten durch die feste Ansiedlung in ihren Thälern und Ebenen auch die aus jener aller Industrie feindlichen Lebensweise hervorgehenden Eigenschaften des Volkes verschwinden, nämlich seine Beweglichkeit, Unruhe und Unbeständigkeit, verbunden mit der allgemeinen Trägheit, sein Bedürfnis nach Veränderung und seine Gerechtigkeit, weite Wanderungen zu unternehmen, nebst dem daraus folgenden baldigen Ueberdruß an einer neuen Erwerbung. Alles dies ist auf ihre Geschichte und ihren Zustand vom größten Einfluß gewesen.

Mejiko.

Eine Reise in Mejiko.

III. Mejiko.*)

Nicht sowohl wegen der Größe und Schönheit ihrer Denkmale, sondern wegen ihrer Regelmäßigkeit, Ausdehnung und Lage verdient die alte Hauptstadt Montezuma's die Bewunderung der Europäer. „Mejiko“, sagt Herr von Humboldt, „hat in mir einen Eindruck von Größe zurückgelassen, den ich vornehmlich dem imposanten Charakter seiner Lage und der umgebenden Natur zuschreibe.“

Der porphyrtartige Stein, dessen man sich zu Häusern und öffentlichen Bauwerken bedient, giebt ihnen einen bemerkenswerthen Ausdruck von Dauerhaftigkeit und selbst von Pracht. Ein einfacher und geschmackvoller Styl zeichnet die von den Spaniern errichteten Gebäude aus. Die Häuser sind geräumig, aber selten höher als ein Stockwerk; platte Terrassen ersetzen unsere Dächer und eiserne Balkone zieren die Vorderseiten. Die in Europa gebräuchliche Höhe würde man den Häusern deshalb nur mit Mühe geben können, weil man hier schon in der Tiefe von einigen Fuß auf Wasser stößt und der Grund mithin nicht die hinreichende Festigkeit böte; auch würden sie dann den zwar nicht bedeutenden, aber häufig wiederkehrenden Erdbeben heftiger ausgesetzt seyn.

Das Thal von Mejiko ist von hohen Bergen umgeben, deren ewiger Schnee nie verfliegende Quellen speist. Das herabströmende Wasser sammelt sich in fünf von der Mitte des Thales aus terrassenförmig aufsteigenden Seen. Zuweilen entspringen aus dieser stufenartigen Vertheilung der Wassermassen Ueberschwemmungen, die beim Schmelzen des Schnees in wiederkehrenden Zeiträumen selbst die Hauptstadt belästigen. Gegenwärtig sind die Seen zum Theil ausgetrocknet und fast zu Sümpfen geworden. Das Thal von Mejiko bleibt unbebaut, denn reichliche Regengüsse überschwemmen alle Ländereien, die nicht durch hohe Dämme geschützt sind; zahlreiche Heerden irren in jenen ungepflegten Marschen, und man bedauert die alten Zeiten, in denen drei große Kunststraßen von der Hauptstadt durch die von leichten Gondeln belebten Seen nach dem Festlande führten.

Man erstaunt, wenn man an einem schönen, wolkenlosen Morgen die Felsenmassen, welche die Berge bedecken, deutlich unterscheiden, wenn man fast die Sträucher und Bäume zwischen ihnen zählen und jede Unebenheit des Bodens mit dem Auge verfolgen kann, während man weiß, daß fast zwanzig Meilen dazwischen liegen. Die trockene und dünne Luft der Vulkane vermindert die Entfernungen; man glaubt die Berge am anderen Ende der Stadt gelegen, und erst nach zahlreichen Enttäuschungen lernt man die Entfernungen richtig berechnen.

Die scharfe Luft von Mejiko verursacht ein Gefühl von Unbehaglichkeit; das Athemholen wird beschwerlich; ohne von Kälte noch Hitze zu leiden, denn die Temperatur bleibt fast immer gleich, verliert man alle Energie, die Poren ziehen sich zusammen, und um die Transpiration herzustellen, muß man häufig Bäder gebrauchen. Die Schärfe der Luft übt ihren Einfluß nicht bloß auf die Fremden; nach den Humboldt'schen, von neueren Statistikern bestätigten Berechnungen ist der Verbrauch von Fleisch in Mejiko größer als in jeder anderen Hauptstadt, und doch sind die Mexikaner im Allgemeinen mäßig.

Zu den bedeutendsten Bauwerken Mejiko's gehört die Domkirche. Sie ist zwar geräumig, aber so niedrig, daß sie keinen sonderlichen Eindruck hervorbringt; die flachen Gewölbe und die massigen Pfeiler geben einen schlechten

Anblick, und das Schiff, welches durch ein aus China stammendes und aus einer Mischung von Silber und Kupfer bestehendes Gitter in zwei Abtheilungen getrennt wird, macht nirgends eine Gesamtwirkung; man muß sich darauf beschränken, die durch die Frömmigkeit der Gläubigen aufgethürmten Schätze zu bewundern.

An einer Außenmauer der Domkirche befindet sich ein runder Stein, der mit Hieroglyphen bedeckt ist, welche die Monate des Jahres anzeigen; er diente den Azteken als immerwährender Kalender. Im Universitätshofe, einer Thür der Domkirche gegenüber, liegt ein Opferstein, welcher mit einem den Triumphzug eines mexikanischen Königs vorstellenden Basrelief verziert ist. Sechs rothgekleidete Priester ergriffen das Schlachtopfer; man sieht noch den Jaaspis, auf den sein Rücken gelegt wurde, und die Rinnen, in denen das Blut abließ, wenn ihm der Oberpriester das Herz ausriß, um aus demselben die Zukunft zu erforschen. Die Köpfe der Schlachtopfer wurden aufbewahrt und aus den Schädeln innerhalb der Tempelmauer ein Thurm gebaut, das Fleisch aber von den Priestern und den im Palaste unterhaltenen wilden Thieren verzehrt. Die Domkirche steht auf der Stelle des alten aztekischen Tempels.

Erwähnenswerth ist die von einem Mexikaner, Tolsa, in reinem und einfachem Style modellirte und gegossene kolossale Statue Karl's VI. Sie ist gegenwärtig in den Universitätshof verwiesen. Nicht weit von ihr liegt eine schöne aztekische Statue der Kriegsgöttin halb verschüttet auf dem Boden. Es ist bekannt, wie sehr die Universität zu Mejiko von den spanischen Herrschern begünstigt wurde. Nun ist die Berg-Akademie verfallen, die Universität verlassen; die Mexikaner verachten Wissenschaften und Künste und beschäftigen sich nur mit Politik, und jenen Akademikern Neu-Spaniens, die ehemals so viele ausgezeichnete und kenntnißreiche Männer hervorgebracht haben, fehlt es jetzt an Professoren und Studenten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände, welche von Adam Mickiewicz in den Jahren 1840—44 am Collège de France in Paris gehalten wurden, sind bis jetzt theilweise in einer deutschen Uebersetzung erschienen. Der französische Originaltext, der stenographisch aufgenommen worden ist, existirt bereits vollständig und wird von einem polnischen Emigranten in Paris ins Deutsche übertragen. Mickiewicz wurde, nachdem er lange Zeit in Deutschland, Italien und Frankreich als Verbannter gelebt und ein Jahr an der Universität Lausanne das Lehramt der klassischen Sprachen bekleidet hatte, 1840 von Billemain, dem damaligen französischen Minister des Unterrichts, als Professor der slawischen Geschichte und Literatur nach Paris berufen. Er gilt für den ersten polnischen Dichter der neueren Zeit und hat die moderne Richtung der europäischen Poesie in die polnische Literatur eingeführt. Aber auch auf dem Katheder, den er ohne spezielle wissenschaftliche Vorbereitung bestieg, verleugnete er den Dichter nicht. Seine Vorlesungen waren fast immer extempore und gingen aus den Erinnerungen hervor, die er auf seinen Reisen durch die slawischen Länder gesammelt hatte. Es sind Rebelbilder, Lustspiegelungen, die vor dem kritischen Auge verschwimmen, und so phantastisch, wie die Darstellung, so oder vielmehr noch phantastischer ist die leitende Idee, die sich durch die Vorlesungen zieht. Diese Idee ist ungefähr folgende. Der ursprünglich einige slawische Volksstamm spaltete sich früh nach zwei entgegengesetzten Richtungen. Seitdem liegen die beiden Hauptzweige, Polen und Russen, denen sich die übrigen slawischen Nationen angeschlossen, mit einander in erbittertem Kampfe, die Einen die Freiheit und den römischen Katholizismus, die Anderen die Despotie und die griechische Kirche vertretend. Gegenseitige Verständigung oder Verschmelzung derselben vermöge einer gemeinschaftlichen befriedigenden Regierungsform sey foran nicht zu hoffen. Eine rein politische Vereinigung werde immer eine äußerliche bleiben, darum müsse eine religiös-politische erwartet werden. Man könne nun, fährt Mickiewicz fort, nicht leugnen, daß das Christenthum berufen sey, „sich in die gesammte politische Gesellschaft zu ergießen und das Wesen ihrer Existenz zu bestimmen.“ Der christliche Geist aber sey seiner Natur nach der Geist der Exaltation, der sich am vollständigsten in den Mönchs- und Ritterorden verwirklicht habe. Seit dem funfzehnten Jahrhundert sey er aus den Massen verschwunden und werde nur noch von einzelnen Menschen bewahrt. Dieser Geist müsse wieder heraufbeschworen werden, um eine neue und die einzig befriedigende Weltordnung herbeizuführen. Der slawische Volksstamm nun, der seine geistigen Kräfte noch nicht verbraucht habe, der ein tiefes religiöses Bewußtseyn besitze, und dem keine der bis jetzt bekannten Regierungsformen genügen könne, werde am würdigsten jene geschichtliche Mission erfüllen; vorzüglich aber sey die polnische Nation dazu erforen, die mit Recht stets für eine sehr ritterliche gegolten habe. In ihr also werde der Messias ersehen, der die neue Ordnung der Dinge unter die Menschen zu bringen bestimmt sey.

Mickiewicz ging endlich so weit, daß er sich als den Johannes dieses Messias ankündigte und eine mystische Sekte stiftete, in welcher „der Geist der Exaltation“ zum Bedauern der besonnenen Polen manches edle Gemüth zu argen Irthümern verleitete. In Folge dessen wurde Mickiewicz im Jahre 1844 verboten, seine Vorlesungen fortzusetzen.

*) Vgl. Nr. 22 u. Nr. 29 des Magazins.